

**Jörg Grond**  
**Verunsicherungen in der Heilpädagogik**  
**EIN ERFAHRUNGSBERICHT**

## **1 Eine Erfahrung zur Einführung**

Seit neun Jahren arbeite ich als Fachberater in verschiedenen Institutionen für Menschen mit Behinderungen und Störungen, in Kliniken und Ambulatorien, ich begleite verschiedene Leiter von Institutionen und führe viele Fortführungskurse für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Sozial- und Gesundheitswesens durch. Meine Haupttätigkeit ist aber die Psychotherapie vor allem mit Menschen, die in verschiedenen Funktionen in den genannten Bereichen leben und arbeiten. Es sind Menschen mit Behinderungen und Störungen, Eltern, Fachleute, aber auch Beamte und Politiker. Dabei mache ich eine einschneidende Erfahrung: Die Probleme dieser Menschen, egal, in welcher Funktion sie arbeiten, sind sehr ähnlich. Alle diese Menschen leiden im Grunde an einer tiefen Verunsicherung und fragen sich, ob das, was sie anstreben, richtig, und das, was sie tun, angemessen ist.

Das zeigt sich u.a. in folgendem: In allen Fortbildungskursen, ob es nun um Diagnostik, um Ausbrennen, um Psychohygiene, um Selbstbestimmung, um Sexualität, um religiöse Begleitung, um Nähe und Distanz, um verschiedene Aspekte wie Aggressionen, Verweigerungen usw. geht oder um Techniken und Methoden, und ausnahmslos in der Psychotherapie, überall rückt die Thematik der Verunsicherung früher oder später ins Zentrum der Diskussion. Das belegen u.a. Aussagen wie „Ich habe dieses und jenes Fachwissen angewandt und komme dennoch nicht weiter“ oder gar, vor allem bei Ärzten und Therapeuten „Mir scheint, daß die wirklichen Probleme meiner Patienten erst da beginnen, wo mein Fachwissen aufhört“, und seit einigen Jahren immer öfters „Wir bemühen uns alle, bestmöglich zu arbeiten, und werden wie noch nie zuvor in Frage gestellt durch die Eltern, die Öffentlichkeit, die moderne Forschung und vor allem durch den Spardruck und durch die verschiedenen Methoden zur Reorganisation unserer Institution. Haben wir denn alles falsch gemacht?“

Diese und ähnliche Fragen sind nun auch die meinen, nicht nur aus Sympathie, also weil ich mit den Menschen, mit denen ich zu tun habe, mitleide und mitfühle, sondern weil ich diese Fragen in meiner eigenen Tätigkeit als Psychotherapeut sehr ähnlich erfahre. Ich bin ebenso verunsichert und auch verletzt, wenn ich meine, nach bestem Wissen und Gewissen zu arbeiten, und nun feststellen muß, daß die Geldgeber das immer mehr in Frage stellen. Wieso sonst müßte ich in letzter Zeit irgendeiner Person aus der Verwaltung meine Ziele und die Effizienz meiner Arbeit offenlegen und belegen, dabei viel Zeit verlieren mit Berichten schreiben, Fragebogen ausfüllen und mit Telefonieren. Also vor allem Papierarbeiten verrichten, die ich oft mit bestem Willen als ein bloßes „Tun als ob“ verstehen kann. An meiner Arbeit mit Klienten jedenfalls hat das nichts geändert. Tun als ob ist das eine. Als verletzend empfinde ich es aber, wenn ich meine Arbeit den Geldgebern gegenüber auch fachlich rechtfertigen muß, wenn ich z. B. begründen muß, warum ich nach dieser und nicht nach jener Methode arbeite, wenn man mich fragt, ob es tatsächlich so viele Psychotherapiesitzungen braucht, ob eine Symptombehandlung nicht doch ausreichend wäre, ob ich nicht doch zu sehr Beziehungsarbeit leiste, ob ich von den Klienten ausreichend

Eigenleistungen fordere, ob ich mich auch weiterbilde und schließlich, ob meine Arbeit überhaupt notwendig sei. Ich ertappe mich immer wieder beim Versuch, meine Auskünfte zu frisieren, damit der Fragesteller befriedigt ist und ich meine Arbeit tun kann. Aber genau das ertrage ich schlecht. Ich möchte transparent sein, möchte, daß man mir vertraut, daß man meine Fachkompetenz anerkennt und mir einen Freiraum zugesteht, über den ich keine Auskunft zu erteilen habe. Ich möchte nicht nur als einer erkannt werden, dem man auf die Finger schauen muß, ich möchte anerkannt sein als einer, der sein Bestes versucht.

Wenn ich das hier sage, so nicht, um zu klagen, sondern um eine Situation aufzuzeigen, in der viele meiner Berufskolleginnen und -kollegen und sehr viele Ärzte und Therapeuten und, so wie ich es erlebe, auch viele Ihrer Kolleginnen und Kollegen sind. Ich will Gemeinsamkeiten aufzeigen. Das Gemeinsame ist, wie gesagt, eine allgemeine Verunsicherung als Fachkraft, als Bürgerin und Bürger und als Mensch.

In der Folge befasse ich mich mit den Gründen dieser allgemeinen Verunsicherung. Ich beschreibe kurz solche, die von außen kommen, und etwas differenzierter solche, die aus der Art, wie wir als Fachkraft denken, fühlen und handeln, entstehen. Diese nenne ich hausgemachte Gründe der Verunsicherung. Danach frage ich, was wir tun können.

Damit folge ich den drei Fragen, die diese Tagung begleiten, nämlich: Was können wir wissen, was dürfen wir hoffen und was sollen wir tun?

Nehmen Sie also diesen Erfahrungsbericht als das, was er ist: als meine persönliche Sicht der Dinge, als meine Interpretation und folglich als begrenzt, vorläufig und anfechtbar, aber als Anregung und möglicherweise als Anstoß für Sie, sich klarer zu orten, auch oder gerade dann, wenn Sie meine Ausführungen als ärgerniserregend empfinden sollten.

## **2 Ursachen der Verunsicherungen, die von außen kommen**

### **2.1 Die Ideologie des Mißtrauens**

Damit meine ich nicht das jeden Menschen innewohnende Mißtrauen, also jenes von Mensch zu Mensch, sondern das institutionalisierte Mißtrauen. Dieses, so meine Sicht, ist neu in seinem Ausmaß und in seiner Begründung.

Wenn nämlich heute, wie eben beschrieben, nachgefragt und kontrolliert wird, wenn man Ziele offenlegen und Effizienz nachweisen soll, so nicht, weil die Personen, die das verlangen, aus sich heraus mißtrauisch sind, sondern weil das System zur Kontrolle verpflichtet. Von der Kontrolle zum Mißtrauen, zum Mißtrauischsein ist oft nur ein kleiner Schritt, wenn die Ideologie Mißtrauen fördert. Nach dieser Ideologie gilt der Mensch generell als Schwarzfahrer, als einer, der grundsätzlich, also von seinem Wesen her versucht, zu profitieren, d.h. für sich Leistungen zu ergattern, ohne eine gleichwertige Gegenleistung zu erbringen. Deshalb muß er kontrolliert und sanktioniert werden. Schon die bloße Ansicht, der Mensch könne von sich aus Gutes leisten wollen, ehrlich sein wollen und sich um seiner selbst und um die Sache bemühen, ist systemwidrig. Und die Meinung, es könne im Wesen des Menschen liegen, über das Geforderte hinaus etwas zu leisten, etwas unentgeltlich zu tun oder gar zu dienen, ist nach dieser Ideologie geradezu unvorstellbar. Zu beachten ist aber, daß Menschen durch jedes System geformt werden können. Ich ersorge, daß der einzelne die

systemimmanente Kontrolle und das Mißtrauen „einfleischt“, sodaß die Menschen gar nicht mehr anders können als mißtrauisch sein. Ich ersorge einen neuen Totalitarismus des Mißtrauens, diesmal im Dienste von transparenten betriebswirtschaftlichen Abläufen und Daten und auf Kosten der Eigenverantwortung und Solidarität. Ein Mißtrauen, das hartnäckig sein dürfte, weil es durch Angst genährt wird, die eigene materielle Existenz zu gefährden, wenn man nicht mitmacht.

Daß sich dieses Mißtrauen neu und unüberhörbar in der Behinderten- und Sozialhilfe breit macht, ist ebenfalls ideologiebedingt, denn: Menschen mit Behinderungen und Störungen werden nach dieser Ideologie weder als Opfer noch als Abfallprodukte der totalen Marktwirtschaft verstanden, und schon gar nicht als Mitglieder einer Gemeinschaft, die Anrecht auf gerechte Lebens- und Entfaltungsbedingungen haben. Sie gelten vielmehr als lästige, kostenintensive Faktoren oder als mehr oder weniger selbstverschuldete Verlierer der auf Gewinnmaximierung durch Wettbewerb ausgerichteten totalen Ökonomie. Sie sind eigentlich ideell und materiell Ausgesteuerte, von denen man unverschämt fordert, mit dem zufrieden zu sein, was die Erwirtschafter für sie angemessen festlegen. Deshalb sind die Leistungen, die für sie erbracht werden, im besonderen Maße zu kontrollieren. Das führt immer mehr zu einer durch die Ökonomie bestimmte Gestaltung ihrer Lebensräume, die zunehmend zu einer Auszehrung zu werden droht. Denn, so meine These: Marktgerechte Betreuung ist mit einer Betreuung, die sich am Prinzip der Solidargemeinschaft orientiert, nicht zu vereinbaren. In einer Solidargemeinschaft gilt jeder Mensch als gleichwertig und frei mit Anspruch auf Befriedigung seiner Grundbedürfnisse nach Erziehung, Bildung, Wohnen, Arbeit, Beziehung und Selbstentfaltung. Der Markt dient hier dem Menschen und nicht sich selber (dazu z.B. Ulrich 1997)

## **2.2 Verunsicherung durch neue Anforderungen an die Betreuenden**

Ich nenne einige wenige.

Im Bereich der Kinder mit Verhaltensstörungen geht es um solche, denen gemeinsam ist, daß sie aus immer undurchsichtigeren familiären Verhältnissen stammen, zwei und mehr „Mütter“ und noch mehr „Väter“ erfahren haben und nicht wissen, wo sie hingehören, auf wen sie sich verlassen können, wem sie vertrauen können, wer sie sind. Es sind Kinder, die oft sich selber überlassen waren und dabei unkontrolliert eine virtuelle Welt aus Videos konsumierten und wenig leibhaftige Erfahrungen sammeln durften, Kinder mit anästhesierter Sinneswahrnehmung, Kinder, die persönliche Konflikte weitgehend nur als Opfer und selten als Partner erfahren haben und zunehmend zu Tätern werden. Aktives und passives Rücksichtnehmen scheint ihnen fremd zu sein. Sie verweigern sozialisierte Leistungen, z.B. in der Schule ebenso wie tragende, fordernde und schenkende Beziehungen. Es sind Weltfremde und Weltgegner zugleich, verwahrlost im alten Sinne des Wortes. Sie verkümmerten, weil sich kaum jemand um sie kümmerte. Und in der Therapie gewinnt man den Eindruck, ihr Innenleben sei entweder still und leer, z.T. verstummt, und dann vollgestopft mit lärmenden Action-Trivialitäten. Es sind Kinder, die oft sexuell mißbraucht, körperlich mißhandelt wurden, Fakten, die in den Akten stehen, akribisch genau beschrieben und deren Täter, oft Angehörige, zu Recht bestraft wurden. Kaum einmal steht etwas über den seelischen Mißbrauch, darüber, wie diese Kinder existentiell mißhandelt wurden, in denen man ihnen leibhaftige Erfahrungen vorenthielt, sie in ihrer Not allein ließ, sie für ihre Verhaltensstörungen verantwortlich machte und sie als Grund für die Misere in ihren Familien darstellte. Die Kinder sind Opfer, werden aber oft als Täter dargestellt und behandelt. Solche Kinder haben keine Lobby. Vielmehr sind sie Opfer jener geworden, die

Freiheit und Selbstverwirklichung der Erwachsenen über alles setzen, Freiheit aber mit Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit verwechseln. Und, wird das stille Leiden dieser Kinder deshalb nicht öffentlich dargestellt, weil es zu wenig spektakulär ist? Oder deshalb, weil man wohl mehr oder weniger bewußt weiß, daß dieses Thema der Verwahrlosung zentral an den Grundfesten unserer liberalisierten, eigentlich unserer entfesselten Konsumgesellschaft rütteln würde? Wird diese Verwahrlosung deshalb verschwiegen, weil sie der Grundpfeiler unserer entsolidarisierten Wirtschaftspolitik ist und diese ins Wanken bringen könnte?

Gemeinsam ist diesen Kindern in ihrem stillen Leiden auch, daß bei den allermeisten alle möglichen ambulanten Maßnahmen versucht wurden (im Aktendeutsch nennt man das in der Regel „flankierende Maßnahmen“, einer der vielen Begriffe aus der Militärsprache, die im Sozialwesen Eingang fanden), leider erfolglos. Das gilt dann als endgültiger Beweis, daß es sich um sehr schwierige Kinder handelt und nur noch eine Heimplatzierung in Frage kommt: als ultima ratio und somit von den Angehörigen nicht selten als Strafmaßnahme gedacht und von den Kindern oft als solche erfahren. Für sie ist es eine weitere Vernetzung, und ihre Erfahrung wird verstärkt, daß sie so, wie sie sind, nichts taugen und nirgends ertragen werden können, sondern bloß als schwierig erkannt und auch als das anerkannt sind. Wer mit solchen Kindern zu tun hat, meint manchmal, er habe mit eingefleischtem, mit leibhaftigem Mißtrauen und Haß zu tun.

Wie können wir angemessen auf diese Kinder antworten? Sollen wir schwerpunktmäßig therapeutische Maßnahmen ergreifen und versuchen, das Milieu zu sanieren? Oder sollen wir versuchen, diesen Kindern eine Gegenwelt zum Draußen zu vermitteln, ohne den Anspruch zu erheben, das Milieu mitzuverändern? Eine Gegenwelt, in der sie im Alltag zu leibhaftigen Erfahrungen angehalten werden und in der sie vielleicht erstmals erfahren können, daß man ihnen vertraut, sie zu verstehen versucht, sie unterstützt, aber auch fordert, ich wiederhole, stets im und aus dem Alltag heraus.

Im Erwachsenenbereich können folgende Menschen als besonders schwierig erfahren werden:  
### manche, die vorzeitig aus dem Arbeitsprozeß ausgesteuert, invalidisiert und in Geschützte Werkstätten plaziert werden,  
### solche, die man als Grenzfälle zu einer geistigen Behinderung diagnostizierte, die dem reichen Angebot der Konsumgesellschaft und den Möglichkeiten der sogenannten Nichtbehinderten erliegen und nicht akzeptieren können, daß sie auf manches zu verzichten haben, und nur schwer begreifen, daß sie einer Elternschaft nicht gewachsen sind,  
### jene, die, aus welchen Gründen auch immer, Selbstbestimmung mit „ich darf alles“ verwechseln,  
### jene Erwachsenen mit einer geistigen Behinderung, die zusätzlich an psychischen Störungen leiden, und schließlich  
### alte und greisenhafte Menschen, mit Behinderungen und Störungen, für deren Betreuung wir weder institutionell noch fachlich und menschlich ausreichend vorbereitet sind.

Solche Menschen überfordern die Betreuenden. Das Fachwissen samt allen bekannten Methoden und Techniken scheint zu versagen. Wir sind verunsichert.

### **2.3 Was können wir gegen die Verunsicherung von außen versuchen?**

Es wird darum gehen, daß wir Fachleute im Behinderten- und Sozialbereich lernen, uns einzumischen. Vorerst gilt es, aufzuzeigen, mit welchen menschlichen Schicksalen wir zu tun

haben, mit welchen Erwartungen wir konfrontiert werden und unter welchen Bedingungen wir arbeiten. Dann werden wir uns der gesellschaftlichen Situation stellen müssen, diese prüfen und bei Bedarf unsere Argumente zwar so freundlich wie möglich, aber hartnäckig und nachhaltig vorbringen und dann auf die Meinung der anderen antworten. Die Zeiten, in denen wir in einem Schonraum arbeiten und bloß auf Fragen reagieren durften, scheinen tatsächlich vorbei zu sein. Das mag man bedauern. Das kann aber auch als Chance betrachtet werden, als Chance zu echter Emanzipation, z.B. zur Emanzipation aus Ideologien, aus therapeutischer Betriebsamkeit, aus dem Diktat der auf Machbarkeit ausgerichteten Theorien und aus der in der Öffentlichkeit immer noch verbreiteten Meinung, wir seien zwar zu bewundern in dem, was wir tun, aber ökonomisch könne man uns nicht ernst nehmen. Ein Münsterchen, und ein gar nicht so seltenes dazu, äußerte kürzlich ein Politiker wie folgt: „Die (gemeint waren Lehrkräfte und Sonderpädagogen einer bestimmten Institution) sind alle zwar sehr freundlich und nett, aber viel zu weich und zu verständnisvoll. Im Militär und in der Wirtschaft könnten sie nicht bestehen.“

Bevor wir aber nach außen überzeugend auftreten können, sollten wir unser Selbstverständnis prüfen. Nun wenn wir wissen, was wir wollen, und begründet aufzeigen können, welchen gesellschaftlichen Stellenwert unsere Arbeit hat, werden wir gehört und ernstgenommen. Da wünschte ich mir mehr Mut von uns allen und eine ausgewogenere Verteilung der Verantwortlichkeiten. Wenn ich nämlich die Arbeit, die in unseren Institutionen geleistet wird, vor allem jene an der Basis, betrachte, müssen wir uns nicht scheuen zu zeigen, was wir leisten. Dies nicht nur wegen der geregelten Finanzen und der recht komfortablen Einrichtungen, sondern vor allem, weil unsere Fachleute, viele ausgebildet, mit viel Engagement und Liebe arbeiten. Gemessen an der Zufriedenheit und dem Wohlbefinden der Menschen mit Behinderungen und Störungen sind sie zweifelsohne erfolgreich. Vielleicht ist die Qualität unserer Arbeit auch deshalb hoch, weil wir in unserer Bedächtigkeit nicht jeder Modeströmung huldigen, sondern am Bewährten festhalten, was manchmal den Anschein von Rückständigkeit erwecken kann.

### **3 Hausgemachte Verunsicherung**

#### **3.1 Merkmale der Verunsicherung**

Fragen wir zuerst, was in uns geschieht, wenn wir verunsichert sind? Wir sind in einem Zustand, in dem alle unsere Denkstrukturen aus unserer Lebenserfahrung, aus unserer Professionalität, aus unseren Alltagstheorien zu versagen scheinen. Es ist ein Zustand, in dem jene Instanz in uns, auf die wir uns in schwierigen Situationen verlassen konnten, verstummt zu sein scheint. Dieser Instanz hat man verschiedene Namen gegeben: Ich, Selbst, Persönlichkeitskern, Gewissen, Kompetenz usw. Wir erfahren uns als ohnmächtig, blockiert, gefangen wie ein Esel nicht bloß zwischen zwei, sondern zwischen vielen Heustöcken, oder mit einem anderen Bild: Wir sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Was geschieht dann, wenn wir trotzdem handeln müssen? Die kognitiven, emotionalen und Handlungsstrukturen verhalten sich autonom. Es scheint unter ihnen das Recht des Stärkeren zu walten. Es setzen sich jene Strukturen durch, die sich am besten bewährt haben und die am wenigsten bestraft wurden. Dazu gehören sehr oft jene, die man fachlich begründen kann. Aber es kann sein, daß etwas in uns sagt: Das, was du fachlich begründet gemacht hast, ist falsch, da hättest du eigentlich anders handeln sollen, wenn du auf deine innere Stimme gehört hättest. Manchmal ist diese innere Stimme, Ausdruck unserer ethischen Begabung, reichlich schwach, wie verschüttet unter Fachwissen und Ideologien, und wir ahnen bloß noch, daß es sie gibt, ohne sie aber verstehen zu können. Geschieht dies, so fühlen wir uns

besonders unfrei, besonders unwohl. Wir können nicht recht hinter unserem Handeln stehen, wir haben den Eindruck, à contre coeur gehandelt zu haben. Das kann auf Dauer verletzen, und wir fühlen uns fehl am Platz, unsere Arbeit verliert ihren Sinn, wir ermatten. Wiesen Zustand nennt man oft Burn-out oder Ausgebranntsein. Meine Erfahrung zeigt, daß dieser Zustand wenig sinnvoll erfahren wird. Dann, wenn man, wirklich oder nur vermeintlich, etwas gegen die eigene innere Überzeugung tat und somit die eigene Identität verleugnete. Wie reagieren wir auf solche Verunsicherungen?

## **3.2 Reaktionen auf die Verunsicherung**

### **3.2.1 Wir fragen nach neuem Fachwissen, d. h. wir reagieren professionell**

Wir tun es entweder, weil wir wissen, daß es solches Wissen gibt oder zumindest annehmen, es gebe irgendwo jemanden, der die Lösung hat. Wir orientieren uns also nach außen in der Meinung, das Heil sei dort oder gar nur dort zu finden. Manchmal gibt es solches Fachwissen, dann soll man es sich aneignen oder es durch Dritte vermittelt bekommen. Das ist z. B. der tiefere Sinn der interdisziplinären Zusammenarbeit: daß die Spezialisten den Generalisten ihr besonderes Wissen vermitteln, aber so, daß es alltagsbezogen sein kann. Ob es das ist, können aber wiederum nur die Generalisten sagen, jene also, die mit den Kindern zusammenleben oder über längere Zeit dauernd mit ihnen zusammenarbeiten, und das sind die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen und die Lehrkräfte. Damit das Spezialwissen alltagsrelevant wird, sollte es Antwort geben auf Alltagsfragen und verständlich sein. Ein besonderer Grund für die Verunsicherung und auch für Verletzungen ist nämlich das Gefühl, von den Spezialisten nicht ernstgenommen zu werden, ihren Forderungen nicht zu genügen, oder das Gefühl, die eigenen Fragen nicht anbringen zu können, weil man sich dadurch entwertet und wenig professionell vorkommt. Interdisziplinäre Zusammenarbeit ist aber nur dann sinnvoll, wenn sie nicht bloß ein Ritual ist, das den Anschein erwecken soll, man habe alles getan, was getan werden kann. Sorgen wir dafür, daß interdisziplinäre Zusammenarbeit immer mehr verstanden wird als gemeinsames Suchen nach stimmigen Antworten auf relevante Fragen, die dann zu bestmöglicher Stimmigkeit im Verstehen eines Menschen führen. Und beachten wir, daß es sich dabei stets nur um vorläufige Antworten, die nichts als den Charakter einer Hypothese haben, handeln kann. Hüten wir uns davor, interdisziplinäre Gespräche zu Plauderstunden verkommen zu lassen, sie als Anlässe zur Selbstdarstellung zu mißbrauchen. Deshalb ist es notwendig, sich darauf vorzubereiten und die eigenen Erfahrungen in einer für alle verständlichen Sprache mitzuteilen, aus intellektueller Redlichkeit. Denn und in Anlehnung an Konfuzius: Stimmt die Sprache nicht, ist das, was gesagt ist, nicht das, was gemeint ist. Und ist das, was gesagt ist, nicht das, was gemeint ist - entsteht Mißtrauen statt Vertrauen, Überheblichkeit statt tatkräftige Bescheidenheit.

Besonders angesichts der unter 2.2 genannten neuen Herausforderungen ist es verständlich, daß manche Fachleute an der Basis von den Spezialisten konkrete Anleitungen für die Gestaltung des Alltags und für den Umgang mit schwierigem Verhalten erwarten. Letzteres kann manchmal eingelöst werden. Hingegen kann der Spezialist aus mindestens zwei Gründen zur Gestaltung des Alltags wenig Konkretes beitragen: Erstens kennen die allerwenigsten Spezialisten diesen Alltag aus eigener Erfahrung, und zweitens, und das ist bedeutsamer, hängt die Alltagsgestaltung von unzähligen Momenten ab, die nie ausreichend faßbar sind. Deshalb ist es Sache der Fachleute an der Basis, aus ihrem Wissen, ihrer Erfahrung und oft genug einfach spontan zu reagieren. Diese Fähigkeit gehört zur Fachkompetenz, eigentlich zur Persönlichkeitskompetenz. Sie kann durch permanenten Theorie-Praxis-Bezug und Praxis-Theorie-Bezug gefördert werden. Deshalb ist

interdisziplinäre Zusammenarbeit stets auch als wechselseitige Fortbildung aller Beteiligten zu verstehen. Letztlich aber bleibt auch bei bester Fachorientiertheit ein ungelöster Rest. Oft ist er für den Alltag entscheidend. Die betroffenen Fachleute sind ihm ausgesetzt. Das Ertragen dieses ungelösten Restes, eigentlich das Ertragen der Nichtplanbarkeit des Lebens, ist wohl der höchste, aber unverzichtbare Anspruch an die Fachleute an der Basis. Und es dürfte eine zentrale Aufgabe der neugegründeten Fachhochschulen sein, sich dieser Problematik zu widmen, einer Problematik, die sich der Wissenschaftlichkeit entzieht und der wohl am ehesten durch Menschenbildung und ethischer Kompetenz ein Stück weit entsprochen werden kann (zur ethischen Kompetenz s. z. B. Varela 1994).

### **3.2.2 Von der Fachsprache**

Unser Bestreben, fachlich-professionell zu sein, ist rechtens und notwendig. Dafür werden wir bezahlt, darin gründen unser Berufsstolz und unsere berufliche Identität. Fragt sich nur, was fachlich-professionell ist und wie sich dies zeigt. Ein möglicher Ausdruck dieses Fachlich-Professionellen ist unsere Sprache. Sie ist eine fachliche geworden, manchmal eine „esoterische“, d. h. für Eingeweihte verständlich und für Außenstehende nicht, eine Art Geheimsprache. Ist sie aber in unserem Fachbereich, für Insider also, wirklich verständlich? Was z. B. verstehen wir unter Aggression, Autismus, Wahrnehmungsstörungen, was unter regredieren, konvertieren, sublimieren und unter all den unzähligen Fachausdrücken? Sind Fachausdrücke wirklich so genau definiert - oder gleichen sie nicht eher Etiketten auf einer Wundertüte, dazu geeignet, Verständlichkeit vorzutäuschen? Wir wissen es, sie sind nur verständlich auf der Kenntnis der dahinter stehenden Theorien, und diese sind vielfältig und wohl nicht immer hinreichend bekannt.

Aber auch, wenn wir deutsch reden, kann die Sprache unzureichend sein. Was meinen wir z.B., wenn wir sagen, Herr X sei Opfer seiner Vorgeschichte geworden und Schüler Y leide an tiefen Verlassenheitsgefühlen? Und schließlich: Was meint Herr X, wenn er sagt: "Ich lasse mich nicht bevormunden", und sich nicht an die Hausordnung hält? Und was, wenn Schüler Y im Heim sagt: "Ich will mit dir nichts zu tun haben, ich will nach Hause"? Wir merken: Worte sind stets interpretationsbedürftige Behelfe, dies um so stärker, je abstrakter sie sind, je weiter sie vom Handeln entfernt sind. Damit müssen wir leben. Aber wir können uns fragen, ob uns unsere Fachsprache wirklich dient. Wieweit z.B. trägt sie zu besserem und wieweit nur zu scheinbarem Verständnis bei? Wieweit fördert sie Mißverständnisse? Oder mißbrauchen wir sie gar, um zu imponieren, z.B. Eltern gegenüber? Vielleicht besinnen wir uns wieder mehr darauf, daß Worte für Erfahrungen stehen und Erfahrungen stets mit Handeln zu tun haben, und bemühen uns um eine präzise erfahrungsorientierte Sprache. Nicht aus Gründen des Sprachgefühls und der Ästhetik, sondern weil eine solche Sprache zutiefst pädagogisch bedeutsam ist. Sie zeigt, worauf es ankommt, wenn wir die Kinder und Erwachsenen unterstützen wollen, damit sie selbsttätig ihre Lebensnische gestalten können. Wir könnten dann z.B. wieder erkennen, daß Fingerspitzengefühl etwas mit Finger und mit Tasten zu tun hat und begreifen, zugreifen und begrifflich denken etwas mit Hand und mit Greifen. Etwas anwenden, einwenden, abwenden kann besser, wer sinnlich so vielfältig wie möglich erfährt, wie es in einem tut, wenn man etwas wendet. Wer etwas stellte, kann besser etwas herstellen, anstellen und sich vorstellen. Und schließlich ist nur dann etwas einigermaßen vorhanden, zuhanden, wenn wir mit der Hand handelten. Dann können wir auch Vorhandenes eher abhandeln und uns auch wirklich emanzipieren (s.a. Flusser 1994, 282). Emanzipieren bedeutet ursprünglich nichts anderes, als nicht mehr auf die schätzende und damit auch immer einengende Hand einer Autorität angewiesen zu sein. Dies, weil man selber handlungsfähig wurde, aus leibhaftiger Erfahrung und nicht aus Ideologie, nicht aus bloß wiederholten, aber nicht ausreichend verstandenen wissenschaftlichen Begriffen und Theorien und nicht aus bloßem Übermut.

### 3.2.3 Wenn Sprache versagt

Wenn wir uns auf einen Menschen einlassen, zu ihm also weder auf nüchterne Distanz gehen noch uns mit ihm verschmelzen, können wir, besonders in schwierigen Alltagssituationen, immer wieder erfahren, das die gesprochenen Worte wie eine Ausstülpung der Seele, wie ein Stück des Menschen sind. Das erfahren wir etwa dann, wenn jemand einfach ein trotziges Nein sagt, es mit seinem ganzen Sein ausdrückt, eigentlich ganz ein Nein ist. Dann helfen weder Fachausdrücke noch handlungsbezogene Worte. Dann gilt es nur noch, die Tiefenstruktur der Sprache zu erfassen und sich zu fragen, wie es denn in diesem Menschen tut, daß er nur noch Verweigerung ist, welche Fragen er an das Leben, welche er mir stellt, oft genug stellvertretend für alle Menschen, die nicht vorhanden sind. In solchen Situationen sind wir persönlich angesprochen, und es ist an uns, eine persönliche Antwort, unsere Antwort zu wagen und zu verantworten. Wie gesagt, da hilft Fachlichkeit im Sinne von Handlungskompetenz, von Außenorientierung nicht weiter, da kommt es auf Professionalität im ursprünglichen Sinne des Wortes an, nämlich aufs Bekennen (professio = öffentliches Bekenntnis). Selbstredend, daß dieses Bekennen nicht als Lippenbekenntnis zu verstehen ist. Vielleicht müssen wir unser Verständnis von Professionalität, die, so scheint es manchmal, vorwiegend technisches Wissen beinhaltet, um die Dimension des Bekennens erweitern, um unserer selbst willen und dem andern zuliebe. Bekennen aber kann nicht wie eine Technik gelernt werden. Technik ist die Einstellung des Gegegenüberstehens: Technik wird an etwas oder an jemandem angewandt. Bekennen ist die Einstellung der Verbundenheit zu jemandem. Es ist das Wagnis, mich dem anderen zu stellen. Dabei kann ich verstanden, aber auch mißverstanden werden, gelingen, aber auch scheitern. Im voraus weiß man es nie. Eigentlich ist dieses Bekennen das Kernstück jeden Dialogs und jeder Erziehung und Betreuung, die nicht bloß erkennen will, was ist, sondern auch erkennen will, *daß* jemand ist. Nicht bloß erkennen, was ist, sondern erkennen, daß da jemand ist, der auf Antwort wartet. Das aber setzt voraus, daß wir den anderen als eigenständige Person annehmen, *bevor* wir ihn erkennen, definieren und verändern wollen. Es geht um die Haltung, daß der Umstand, daß ich und der andere sind, weit wichtiger ist als die Art, wie wir sind. Dann braucht sich vorerst niemand zu rechtfertigen, weder daß er ist, noch so wie er ist. Es geht um die Erfahrung, daß Angenommensein die Grundbedingung für menschliches Leben überhaupt ist. Fühlt sich jemand angenommen trotz und mit allen Ecken und Kanten, ist er eher bereit, für Veränderungen, für Entwicklung und fähig, unsere Bemühungen als Hilfe und nicht als Bevormundung zu verstehen. Daß dies schwierig, manchmal sehr schwierig ist, ist bekannt. Aber es scheint dennoch wahr zu sein. Es scheint wahr zu sein, daß ein Mensch angenommen, anerkannt und nicht bloß erkannt sein will. Damit er z.B. schamfähig wird. Schamfähigkeit meint nichts anderes als die Einsicht, falsch gehandelt, eine Beziehung verletzt zu haben. Das wiederum ist eine Voraussetzung für einen stimmigen Anfang, nicht aus Angst oder Unterordnung, sondern aus dem Bedürfnis nach stimmigen Beziehungen. Wer das ablehnt, verwirft, was die Geschichte der Philosophie, was Religionen und die moderne Biologie und was unsere tiefsten persönlichen Erfahrungen zeigen, nämlich, daß der Mensch ein fragendes, hoffendes, bangendes Wesen ist, eines für Liebe und Verbundenheit begabt und stets darin gefährdet. Eines, das auf Glauben angelegt ist und dabei stets zweifelnd bleibt. Ein aktives Wesen, bemüht, sich seine Welt zu schaffen, um zu überleben, um zu gelingen. Der Mensch als Beziehungswesen! Der Mensch, der durch empirisches Wissen allein nicht zufriedengestellt wird: der transzendente Mensch. Das alles ist kein Plädoyer gegen Professionalität im Sinne von Wissens- und Handlungskompetenz. Diese Professionalität braucht es unbedingt. Wieviel und welche? Das ist mir unklar. Ich bin aber der Meinung,



daß diese wissenschaftliche Fachlichkeit durch Bekennen zu ergänzen ist, daß es notwendig ist, ein Leben vor und hinter der Sprache zu akzeptieren, wenn es in der Heilpädagogik darum gehen soll, daß Menschen mit Behinderungen und Störungen und ihre Fachleute miteinander menschenfreundliche Welten gestalten sollen.

### **3.2.4 Anerkennen und Erkennen in der Diagnostik oder vom wissenschaftlichen und methodischen Rigorismus**

Ich versuche, aufzuzeigen, was das bisher Gesagte für die Diagnostik und für unseren Umgang mit Menschen bedeuten könnte. Diagnose meint nach Duden untersuchende Beurteilung, Erkenntnis, und Diagnostik ist die Fähigkeit "Unterschiede" zu erkennen und zu beurteilen. In unserem Fall geht es um Unterschiede im Verhalten, in der Persönlichkeitsstruktur, stets bezogen auf eine festgelegte Norm. Die Norm wiederum ist das, was wir als normal bezeichnen, manchmal ohne zu merken, daß wir eigentlich das Ideal, nämlich nur Störungsfreiheit, Abwesenheit von Krankheit und ungebrochene Leistungsfähigkeit als normal bezeichnen. Unterscheiden ist notwendig, um sich zu orientieren. Wir können nicht „nicht diagnostizieren“. Wir tun es dauernd, grundsätzlich, um zu bestehen, manchmal um zu überleben und manchmal, um überlegen zu sein. Als Professionelle kennen wir ganze Batterien (ein Begriff aus der Artillerie) von diagnostischen Mitteln, wie Tests, Verhaltensskalen, Fragebögen. Wir unterscheiden Mittel für die Statusdiagnostik, also um den Zustand oder gar die Persönlichkeit eines Menschen zu erfassen und Mittel für die Prozeß- oder Förderdiagnostik, um die Entwicklung eines Menschen festzuhalten. So oder so soll die Diagnostik möglichst objektiv sein, heute bevorzugt man den Begriff intersubjektiv, und sie soll Auskunft geben, was ein Mensch an Erziehung, Betreuung, Förderung und Therapie benötigt. Sie dient also der Indikation der Maßnahmen. Wir alle sind mehr oder weniger auf solche Mittel angewiesen. Und wer keine Mittel einsetzt, diagnostiziert dennoch, schlicht aufgrund seiner persönlichen Normen, wohl nicht immer mit stimmigeren Ergebnissen. In der Diagnostik vergleicht man das Verhalten des Diagnostizierten mit mehr oder weniger normierten Maßstäben, oft selbst dann, wenn man fragt, wie der Mensch zu diesem Verhalten gelangte, also wie er etwas lernte und was er eben nicht lernte, und wie ihm geholfen werden könnte. Diese Diagnostik ist also außenorientiert, item- oder kriteriumsorientiert.

In dieser Diagnostik setzt sich der Diagnostiker mit dem Diagnostizierten auseinander. Er fordert und analysiert ihn. Deshalb nenne ich sie Auseinander-Setzungs-Diagnostik. Ihr Ergebnis ist ein Befund, ein Etikett, ein Wissen über den andern, über seine Stärken und Schwächen, und daraus ableitend ergeben sich Maßnahmen zu seiner Förderung, zu seiner Veränderung. Ja, Maßnahmen. Woran aber nehmen wir Maß, was ist unser Maßstab? Der Diagnostizierte mit seinen Möglichkeiten? Oder allgemeine Normen? Oft sind es allgemeine Normen. Die Maßnahmen, die wir aus der Diagnostik ableiten, erachten wir als notwendig. Aber welche Not soll gewendet werden, und wohin (s. oben über „wenden“)? Es geht darum, Abnormes zu beheben und ein Stück Normalität zu erreichen. Das ist rechtens und auch unser Auftrag. Berücksichtigen wir aber nur das, so laufen wir Gefahr, den andern unserem Zwang zur Uniformierung, zur Nivellierung zu opfern. Dann kann es sein, daß uns nur größtmögliche Funktionalität und Normalität genügen und wir den andern letztlich in seiner Eigenart verwerfen. Dann verhalten wir uns wie moralische Rigoristen. Ein Rigorist ist einer, der unbeugsam, streng und starr an seinen Grundsätzen festhält. Wir kennen wohl alle den moralischen Rigorismus, den Paul Moor wie folgt umschreibt: „In der Tat begegnet uns zuweilen jene Gestalt des gänzlich unnachgiebigen Erziehers, des sittenstrengen und nichts als sittenstrengen Schulmeisters, der seine Kinder nicht versteht, dem es überhaupt nicht

einfällt, sie verstehen zu wollen, der sich allein an das hält, was sein soll und dies durchzusetzen versucht, ohne das, was ist, eines Blickes zu würdigen. Die Tragik dieser Haltung besteht darin, daß sie, weil sie nicht achtet auf das, was ist, auch nicht sieht, was sie in Wirklichkeit anrichtet. Sonst müßte sie erkennen, daß sie im günstigsten Falle nichts erreicht, an der Wirklichkeit vorbeilebt, recht häufig aber da, wo Hilfe nötig wäre, gerade umgekehrt die Leiden noch erschwert und vermehrt.“ (Moor 1981, S. 170)

Moor spricht vom unerbittlich sittenstrengen Erzieher. Ich frage mich immer wieder, ob wir das Sittliche nicht ersetzt haben und durch eine zu enge Fachlichkeit, durch das also, was wir wissenschaftlich nennen, oder durch bestimmte Methoden und ebenso rigoros danach handeln im Sinne von: Richtig in der Betreuung und somit auch in der Diagnostik ist nur, was wissenschaftlich begründet werden kann oder nach einer bestimmten Methode erfolgt. Wer das tut, mißbraucht aber die Wissenschaft und wird zum wissenschaftlichen Rigoristen. Er ersetzt Moral durch Wissenschaft und wird gerade deshalb zum Moralisten. Wissenschaftliche Rigoristen aller Art verwerfen, was vorliegt. Sie wollen nicht sehen, wie der Mensch ganz allgemein und wie jeder einzelne für sich ist und was er spontan tut. Der wissenschaftliche Rigorist versucht, wissenschaftlich seriös die Defizite zu erkennen und sie ebenso ernsthaft und methodisch sauber zu korrigieren. Er sorgt und kümmert sich nicht um sich und nicht um den andern, so wie er ist. Oft sieht er nicht einmal das, was er und die andern werden könnten. Ihm genügt nur, was man werden soll, eigentlich was man können und tun sollte, wenn man z. B. seine Methode puritanisch sauber anwendet. Um klar zu sein, auch Praktiker, die so verfahren, können Rigoristen sein. Der wissenschaftliche und methodische Rigorist ist ungeduldig. Eigentlich erstickt er in sich die Liebe zu sich und zu andern. Er unterstellt sich seiner Wissenschaft und seinen Methoden. Er fordert.

Wer sich weder um sich noch um andere kümmert, verwaorlost sich und andere. Verwaorlung gilt aber als Entwicklungs- und Verhaltensstörung. Verwaorlen bedeutete einmal, jemanden nicht beachten, jemanden nicht achten, achtlos mit ihm umgehen, ihn nicht bewahren, nicht wahrnehmen. Es war etwas Aktives, und früher hieß es: „Erzieher verwaorlen ihre Kinder.“ Damit war ausgedrückt, daß die Erzieher ihr Kind zu wenig achteten, beachteten, wahrnahmen, gewahrten. Sie mißachteten es. Heute sagt man bestenfalls, „die Erzieher lassen ihr Kind verwaorlen“, sie sind also nicht mehr direkt und aktiv beteiligt. Oft sagt man aber, „das Kind ist verwaorlost“, und dann ist das ein Merkmal des Kindes, das moralisch verbrämt wird. Die eigentliche Ursache wird verschwiegen. Vom Kind sagt man, es habe eine Verhaltensstörung oder einen Charakterfehler. Beachten, wahren, bewahren bedeutet auch, „sich um jemanden kümmern“. Und es scheint so zu sein: Kümmert sich niemand um jemanden, so verkümmert dieser und wird ein kummervolles Opfer.

Zurück zur Diagnostik: Meine Erfahrung zeigt immer häufiger, daß die Auseinandersetzungsdiagnostik zwar helfen kann, im Alltag aber oft nicht ausreicht, sofern wir nicht nur Funktionen erfassen, sondern versuchen wollen, auch die existentiellen Aspekte des einzelnen zu verstehen. Herkömmliche Diagnostik, auch die Persönlichkeitsdiagnostik, ist funktionsbezogen. Existentielle Aspekte wie Hoffnung, Vertrauen, Gelingenwollen, Glauben, Zuversicht, Zweifel, Bedürfnis nach Verbundenheit und selbst, wie Angst in einem wirken kann, können durch konventionelle Diagnostik nicht verstanden werden. Das kann den Diagnostizierenden verunsichern und auch verletzen im Sinne von: „Jetzt habe ich doch alles versucht, und dennoch komme ich nicht weiter.“ Ich meine damit die Kränkung des Berufsstolzes, diese ärgerliche und ärgerniserregende Angelegenheit.

Wir können Diagnostik aber auch anders verstehen, nämlich als Hinwendung zum andern aus ethischer Kompetenz. Es ginge darum zu akzeptieren, daß das Verhältnis des

Diagnostizierenden zum Diagnostizierten nicht bloß ein erkennendes sein soll. Es soll ein kreatives, ein schöpferisches sein. Schöpferisch, weil aus der Beziehung zwischen beiden etwas Neues entsteht: im Diagnostiker ein Bild vom andern, das in ihm widerhallt und ihn verändert, und im Diagnostizierten die Erfahrung, verstanden, anerkannt worden zu sein, und nicht nur erkannt oder gar ertappt und bloßgestellt. Dieses Neue öffnet den Weg zu Neuem. Will man das, darf man sich nicht auseinandersetzen, darf man nicht auf Distanz gehen. Dann sind aber auch Objektivität, Intersubjektivität, Reliabilität und Validität weder erstrebenswert noch zulässig. Gefragt ist verantwortete Subjektivität. Diese können wir anstreben, indem wir uns zum anderen hinsetzen, geistig und emotional, mit ihm arbeiten, uns von ihm leiten lassen, seinen Geschichten zuhören, seine Freuden und Ängste wahrnehmen und uns in die Tiefenstruktur seiner Sprache und seines Handelns einlassen. Es kann helfen, wenn wir uns bewußt bemühen, seine starken Seiten zu sehen, zu erfahren, wie er seine Probleme löst usw. Vielleicht erzählen wir Fachleute einander Geschichten, in denen der „Diagnostizierte“ nicht nur versagt, sondern auch gelingt, statt bloß seine Defizite aufzulisten. Entscheidend scheint mir, daß wir uns der Frage stellen: „Wie steht dieser Mensch im Leben, welche Fragen hat er an mich?“ Das ist mehr als anteilnehmende Beobachtung und viel mehr als bloße Introspektion. Es ist das, was Buber Umfassung nannte: Der Versuch, sich gewahr zu werden, wie es im andern tut, und dabei sich stets bewußt zu sein, daß es eben um den andern geht.

Aufgrund dieser Ausführung gelange ich zum Schluß: Durch einseitige und ausschließliche Orientierung an Wissenschaftlichkeit im Sinne der Natur-, Sozial- und Erziehungswissenschaften, aber auch der modernen wissenschaftlichen Psychologie und durch die reine Anwendung von Methoden können wir unseren Auftrag als heilpädagogische Fachkräfte nicht erfüllen. Wir laufen vielmehr Gefahr, ein gewaltiges Verwahrlosungs- und Täuschungsgeschäft zu betreiben und uns und die andern dabei existentiell zu verletzen. Und wer mit ausreichender Sensibilität ein gutes Leben für sich und für den andern anstrebt, wird durch dieses Gebaren verunsichert.

## **4 Was sollen wir tun?**

### **4.1 Aufwertung der Beziehungen und der Subjektivität**

Es braucht nicht die Verwerfung alles Wissenschaftlichen, sehr wohl aber seine Ergänzung. Dies bedingt eine Änderung unseres Standpunktes, unserer Denk- und Fühlstrukturen, die unser Handeln leiten (Bateson 1993). Statt uns auseinanderzusetzen, müßten wir neu lernen, uns zueinander zu setzen. Zu-einander-Setzung birgt aber auch Gefahren in sich. Es baut Distanz ab, engt den Blickwinkel ein und trübt ihn, läßt nebelhafter erkennen, Verletzungen und Irrungen anderer Art sind möglich, bis hin zur gegenseitigen Vereinnahmung, zum Zerfließen ineinander, zur Selbstaufgabe. Das erklärt denn auch ein Stück weit das von Heimleitern beklagte Verhalten mancher Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, die sich von den Kindern und Jugendlichen alles gefallen lassen, nicht mehr den Mut haben, sich abzugrenzen, sich zu schützen, sondern sich als Opfer zur Verfügung stellen, unfreiwillig, und damit die Tätermentalität der ohnehin schon aggressiven Kinder und Jugendlichen fördern. Ist das also doch eine Warnung vor dem Zueinandersetzen? Und ein Argument dagegen? Das ist es, wenn Nähe zu Verlorenheit und Standlosigkeit oder zur Besetzung des andern oder zur gegenseitigen Verschmelzung führt.

Aber es ist kein Argument gegen das Zueinandersetzen, wenn generell für Distanz im Sinne von Konfrontation und Auseinandersetzung plädiert wird, wie dies heute in vielen betriebswirtschaftlichen Analysen in Institutionen für Menschen mit Behinderungen und Störungen getan wird. Ich gebe den Kerngedanken aus zwölf solchen Untersuchungen wieder.

Da heißt es, Beziehungsarbeit bestehe im Suchen von Konfrontation, denn die Direktive, offene Auseinandersetzung erhöhe die Effizienz der Kunden, stärke die Wettbewerbsfähigkeit der Institution und sichere so ihre Marktstellung. Zu betonen seien Konsequenzen und die Willenskraft der Kunden.

Wer so sehr auf Auseinandersetzung setzt, erreicht wohl tatsächlich, daß man sich auseinandersetzt (im Sinne von Streit, Kampf, Ablehnung gegenseitigen Verletzungen). Das ist aber nach gängigem Verständnis wenig pädagogisch, wenn nicht gar antipädagogisch. In solchen Analysen haben Aspekte von Vertrauen, innerem Wachstum, pädagogischem Bezug usw. ausgedient. Es ist unschwer, solche Forderungen als Abkömmlinge verkürzter neoliberaler Wirtschaftstheorien und moderner Soziobiologismen zu erkennen, die, wie ich eingangs sagte, den Menschen grundsätzlich als stets willfähigen Schwarzfahrer verstehen, der, besonders wenn er nicht wettbewerbsfähig ist, zu fordern und zu kontrollieren ist, damit er nicht zum Ausbeuter des wirtschaftlichen Gewinns wird. (Neulich wurde für diese „Schmarotzer“ einerseits der Begriff „Wohlstandsmüll“ geprägt, der andererseits postwendend zum Unwort des Jahres gekürt wurde.) Ich denke, daß wir uns mit besten Gründen dagegen wehren können, statt allzu bereitwillig vorauseilenden Gehorsam zu leisten, nur um unseren Arbeitsplatz zu sichern. Denn hier geht es um Verletzungen unseres Selbstverständnisses durch betriebswirtschaftliche Belagerungen. Manchmal meine ich allerdings, daß sich diese Ideologie der Konfrontation wie ein Bazillus in die Köpfe und Herzen von Fachleuten einnistet. Institutionsleiter konzentrieren sich dann aufs Reorganisieren, Kontrollieren, Qualifizieren und Rationalisieren und andere Fachleute plädieren wieder mehr für Körperstrafe, scharfen Arrest, Essensentzug, Ausgehverbote und für sedierende Medikation, so, als sei dies das Selbstverständlichste der Welt, denn es erhöhe die Effizienz der Maßnahmen, erhalte die Institutionsordnung und helfe, personelle Engpässe zu überwinden.

Wenn wir wollen, können wir aber sehr wohl wissen, daß aus dem Zueinandersetzen Hoffnung, Zuversicht, Bescheidenheit und der Mut zum Eigenen, also Bewegung, Lebendigkeit entstehen können. Damit das möglich ist, muß allerdings das richtige Maß an Nähe und Distanz immer wieder neu gesucht werden. Mit Gewißheit können wir wissen, daß unsere tiefsten Ängste, also dann, wenn der Boden unter unseren Füßen wie bei einem Erdbeben zu wanken scheint, weder durch Auseinandersetzungen noch durch wissenschaftliche Erklärungen gebunden werden können. Manche finden Halt im Religiösen. Was aber immer binden kann, ist ein begleitender Mensch, der die schrecklichste der Ohnmachten, nämlich die vereinsamte Verlorenheit, aufbricht, oft nichts tuend, sondern nichttuend, indem er einfach da ist.

## **4.2 Identität der Menschen mit Behinderungen**

Wir könnten uns fragen, wie sich unser Verständnis vom Menschen mit Behinderungen zu dessen Selbstverständnis verhält. In Gesprächen mit einigen Hunderten Erwachsenen mit einer geistigen Behinderung, und nur darauf beziehen sich diese Aussagen, erfuhr ich sehr selten, daß einer sich als behindert, gestört oder krank bezeichnete. Behindert sind für sie die Körperbehinderten. Von sich selber sagen sie, sie könnten einfach nicht so gut denken, aber sonst sei alles in Ordnung. Sie erwecken in aller Regel den Eindruck, zufrieden mit sich und der Welt zu sein. Das führt unweigerlich zur Frage, ob diese Erwachsenen mit einer geistigen Behinderung, alle haben eine geschlossene Behindertenkarriere hinter sich, nicht doch weit mehr und anders sind als das, was wir manchmal mit Behinderung meinen. Hört man ihnen zu und erfährt, wie sie leben, so kann keine Rede sein von einer umfassenden Behinderung. Hinter jeder Behinderung, hinter allen funktionalen Einschränkungen wirkt so etwas wie ein

gesunder Kern, voller Zuversicht und Hoffnung, empfänglich für Ängste und Verletzungen, ein Mensch wie Sie und ich. Berücksichtigen wir diesen Kern? Sehen wir ihn überhaupt? Prägt er unser Denken, Fühlen und Handeln? Welche Lebensnischen erachten wir für solche Menschen als angemessen? Und können wir auch dann, z. B. im Zuge der Integrationsdiskussion, guten Gewissens dazu stehen, wenn sich zeigen sollte, daß diese Nische „bloß“ ein Wohnheim mit einer Geschützten Werkstatt ist?

Ich stehe also ein für eine Überprüfung unserer kognitiven und emotionalen Strukturen, indem wir versuchen, den Menschen mit einer Behinderung sich stärker darstellen zu lassen, etwa so, wie man in der Psychiatrie beginnt, sich in die „verrückten Entwürfe“ von Menschen, die an Schizophrenie erkrankten, einzulassen (Angermeyer/Zaumseil 1997). Dadurch ließe sich etwas an Verunsicherung abbauen, weil wir ganzheitlicher und unserem Wesen angemessener arbeiten könnten.

### **4.3 Mut zum Möglichen**

Ich erfahre oft, daß es nicht zu schwierige Aufgaben, zu komplexe Probleme an sich sind, die Betreuerinnen und Betreuer überfordern, sondern die drückende Meinung, manchmal wird sie zum Zwang, vollkommen sein zu müssen, das Ideale erreichen zu müssen. Diese Ideale wirken wie blendende Lichter und lassen alles, was man tut, verblassen und als ungenügend erscheinen. Prometheus scheint ewig am Werk zu sein, dort, wo Dunkelheit herrscht. Manchmal kann nicht einmal das Notwendige getan werden. Wenn aber weder das Ideale noch das Notwendige erreicht werden kann, bleibt nur das Mögliche, das uns, das mir Mögliche. Und das muß jeder selber verantworten, denn in Lehrbüchern steht es nicht, und auch nur ganz selten in Leitbildern. Das erfordert nicht moralische, sondern ethische Kompetenz, nämlich jenen Schritt weg von Normen, Satzung, Handlungsanweisungen hin zum ändern und zu mir, zu uns. Die zentrale Frage lautet dann: Was ist uns möglich, jetzt, unter diesen Bedingungen? Und das ist dann zu versuchen. Es ist also ein Schritt zu mehr Bescheidenheit, oft ein befreiender. Daß manche, die sich mit dem Möglichen nicht abfinden können, ausbrennen oder dem Schlendrian verfallen können, gehört zur unseligen Wirkung unerreichbarer Ziele und überschießender Moralismen.

### **4.4 Pflege der Details**

Mir scheint, daß wir das Lesen neu lernen müssen. Das Lesen in Gesichtern, in Augen, auch das Lesen von Texten und das Hören der Worte, ihrer Betonung und vor allem der Pausen dazwischen. Aufmerksames Lesen und Hören sind Voraussetzung für das Schauen und für das Horchen und Gehorchen. Schauen ist nicht ein Nichtdenken, sondern eigentlich ein Allesdenken. Es ist jene Art, im Leben zu stehen, in der in uns neue Bilder auftauchen können, uralte Bilder, unsere Wurzeln. Schauen wie Horchen ereignet sich, ist etwas Schöpferisches, ist Widerhall aus uns selber, vom Mitmenschen ausgelöst und auf ihn zu. Und beide sind Voraussetzung für das Gehorchen. Gehorchen nicht im Sinne von blindem Ausführen, von bloßer Unterwürfigkeit und Unterordnung, sondern als Befolgen der eigenen Stimme. Gehorchen als Antwort auf die Frage des ändern, als Verantwortung, als Dienen. In diesem Sinne könnten wir sogar mit bestem Grund zulassen, daß man uns künftig zum sozialen Dienstleistungsmarkt zählen wird.

Wer die Details pflegt, entscheidet sich für Qualität. Er wird langsam werden (dazu u.a. Steiner 1997).

## 4.5 Lebensfülle statt Überfluß

Über Jahrtausende hinweg war die Menschheit gezwungen, gegen den Mangel, um das materielle Überleben zu kämpfen. Das prägte unser kollektives Unbewußtsein. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts haben wir materiellen Überfluß erreicht, haben aber nicht gelernt, damit umzugehen. Auf etwas zu verzichten, wird von vielen als Kränkung angesehen statt als Möglichkeit, das zu wählen, was gut tut, wenn man sich darauf einläßt. Vor lauter Konsumieren sind wir zu Verschlingern geworden. Die Tugend der Bescheidenheit ist uns fremd geworden, Bescheidenheit im Sinne von Bewerten, Auswählen und Sorge tragen, und zwar sowohl bezüglich Lebensformen, Konsumgütern, Informationen als auch, nach meiner Erfahrung, in bezug auf das Verständnis von Fachkompetenz. Wer bescheiden lebt, lebt weder ärmlich noch unterwürfig, er weiß bloß, daß Qualität nie durch Quantität wettgemacht werden kann. Und er weiß auch, daß das Entscheidende im Leben weder machbar noch käuflich ist, sondern zugelassen werden muß, daß es letztlich aber ein Geschenk ist. Wer so lebt, trägt Sorge zu sich selbst, hat gelernt, sich zu lieben. Er lebt, wie Maturana sagt, die Biologie der Liebe (Maturana 1997, 218 – 224). Er wird Lebensfülle statt Überfluß anstreben, auch im Fachlichen.

## 5 Anstelle einer Zusammenfassung

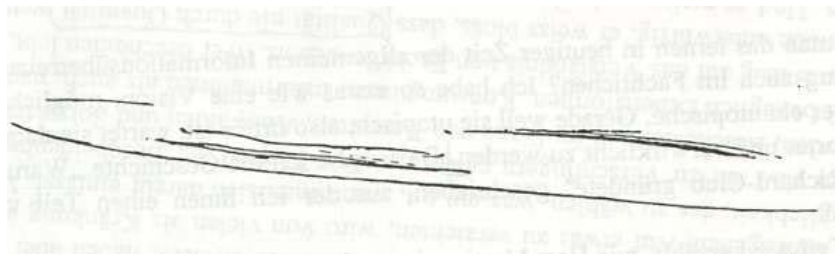
Wie kann man das lernen in der heutigen Zeit der allgemeinen Informationsüberreizung, der Reizüberflutung auch im Fachlichen? Ich habe so etwas wie eine Vision, möglicherweise eine naive, aber eine utopische. Gerade weil sie utopisch, also ortlos ist, wartet sie darauf, von Menschen geortet und verwirklicht zu werden. Dazu habe ich die Geschichte „Warum Herr Martin den Richard-Club gründete“ geschrieben, aus der ich ihnen einen Teil vorlesen möchte.

Im ersten Teil wird erzählt, wie Herr Martin, ein moderner, in allen Fragen des Qualitätsmanagements versierter Leiter einer Werkstatt für Menschen mit einer Behinderung, ausbrennt, welche Finten er erfindet, um zu überleben, und wie ihn sein Direktor zu Richard, einem etwas kauzigen, aber erfolgreichen Betreuer schickt. Herr Martin ist soeben in der Wohnung von Richard angekommen, und die Geschichte nimmt ihren Lauf... Ob er einen Aperitif wolle, fragte Richard. Nein, danke, er habe schon gegessen, entgegnete Herr Martin und schaute sich unverfroren im Raume um. Er fühlte sich trotzig stark. An der Wand viele Skizzen, sauber gezeichnet und beschriftet, sie erinnerten ihn an Theaterskizzen. Ob dieser Kauz letzten Endes seine Theaterstücke bis ins Detail genau vorbereitet, fragte sich Herr Martin, und erstmals sah er Richard etwas verunsichert an. Sonst ein gewöhnlicher Raum, etwas asketisch eingerichtet, aber durchaus wohnlich. „Der Direktor bat mich, dir meine Übungen für ein gesundes Leben zu zeigen. Darf ich beginnen? Es sind sieben und eine. Wenn du jeden dritten Tag eine machst, werden wir uns in genau drei Wochen wieder treffen.“

Da Herr Martin widersprach, fuhr Richard fort: "Übung eins besteht darin, dieses feine Garn durch die Ösen dieser 24 Nadeln zu führen.“ Herr Martin war sprachlos und fühlte sich zum Narren gehalten. „Damit du lernst, von dir abzusehen“, sagte Richard und ging zu Übung zwei über. „Hier sind zwölf Suchbilder. Suche die versteckten Figuren heraus. Damit du lernst, das Feine, das Versteckte zu finden, das, was man leicht übersieht.“ (Hinweis an die Leser: Such- bzw. Vexierbilder, wie man sie oft in Schülerzeitschriften findet, sind geeignet, um diese Übung zu versuchen.)



Übung vier ist bereits schwieriger. Hier hast du ein paar Linien“, und Richard zeigte diese Figur:



„Gib den Linien eine Gestalt, einen Sinn.“ Herr Martin starrte das Blatt an, zählte die Striche, verglich ihren Längen, stellte fest, daß sie etwas sorglos hingeworfen seien, daß er keine Symmetrie finde und dergleichen analytische Nebensächlichkeiten mehr. „Nimm das Bild auf Augenhöhe und schau es dir von der linken Seite her an“, sagte Richard betont ernst. Herr Martin vermochte das Kinderporträt, es soll von Leonardo da Vinci stammen, erst zu sehen, als Richard es ihm liebevoll erklärte. „Mit solchen Übungen habe ich gelernt, in die Seelen unserer Kinder hinter ihren verzerrten Gesichtern zu schauen. Wer schauen lernt, findet im andern einen Freund, eigentlich sich selber. Wer bloß analysiert, zerschlägt den andern in Stücke und verliert sich selber.“

Übung fünf: "Schreibe von jedem Menschen mit einer Behinderung drei Vorzüge auf, die du *überzeugt* vertreten kannst. Beginne bei den umgänglichsten und gehe dann zu jenen über, die dir besondere Mühe bereiten. Dasselbe kannst du auch mit Mitarbeitern tun. Am Schluß kommst du selber dran. Damit kannst du lernen, die positiven Seiten im Menschen zu sehen, statt dich von seinen Defiziten erdrücken zu lassen."

Übung sechs: "Erfinde für jeden Menschen mit einer Behinderung eine kleine Geschichte, in der er als Held vorkommt. Wenn es uns nicht gelingt, sie als Helden in einer Geschichte zu sehen, als positive Helden wohlverstanden, werden wir ihnen stets vergegnen."

Übung sieben: „Schreibe deine größte Erwartung an deine behinderten und nichtbehinderten Mitarbeiter auf. Achte aber darauf, daß die Erwartung für die andern erfüllbar ist und nicht bloß dir selber gut tut.“ Richard wartete, und als Herr Martin, wie ihm schien, etwas betreten schwieg, fuhr er fort, nicht nur, um ihn zu ermuntern.

"Wenn du dich in alle Übungen eingelassen hast, lade ich dich ins Theater ein, und danach essen wir bei Giovanni, so ganz italienisch, um die Freuden dieser Welt zu genießen. Denn wer sich nicht freut, vermag auch nicht zu hoffen, daß er und andere gelingen werden."

Herr Martin fand nach anfänglichem Zögern Gefallen an den Übungen. Und nachdem seine Organisationsfreude wieder erwacht war, gründete er den Richard-Club. Wie man so was anpackt, hatte er in Führungsseminaren gelernt. Richard trat nicht bei und schlug auch das Ehrenpräsidium ab. Unterdessen haben die Leute vom Richard-Club, es sind viele aus dem Sozialbereich, eine Vielfalt an Übungen, eigentliche Programme, zusammengestellt. Einige, denen es zu betriebsam wurde, haben Richard aufgesucht, wie damals Herr Martin. Richard nimmt sie aber nur einzeln.“(Aus: Grond 1995, 347-352)

Zizers, Oktober 1997/Jörg Grond

## **Verwendete Literatur**

- Angermeyer, C.; Zaurseil, M. (Hrsg.): Verrückte Entwürfe. Kulturelle und individuelle Verarbeitung psychischen Krankseins. Bonn: Edition das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag, 1997
- Bateson, G.; Bateson, M.C.: Wo Engel zögern. Unterwegs zu einer Epistemologie des Heiligen. Frankfurt a.M.- Suhrkamp, 1993
- Flusser, V.: Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung. Bensheim/Düsseidorf. Bollmann, 1994 4.
- Grond, J.: Verletzungen. Zur Sozialisierung des Sozialen. Ein heilpädagogisches Lesebuch. Zizers. Z - Verlag, 1995
- Maturana, H.R.: Biologische Grundlagen von Moral und Ethik in der Erziehung. Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 1997 (2), 206-224
- Moor, P.: Reifen Glauben Wagen. Menschwerdung durch Erziehung. Zürich: Theologischer Verlag, 1981
- Speck, O.: Erziehung und Achtung vor dem Andern. Zur moralischen Dimension der Erziehung. München/Basel- E. Reinhardt, 1996
- Steiner, G.: Der Garten des Archimedes. Essays. München/Wien: C. Hanser, 1997
- Ulrich, P.: Integrative Wirtschaftsethik - Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie. Bern, Stuttgart, Wien-. Huber, 1997
- Vareia, F.J.: Ethisches Können. Frankfurt/New York: Campus 1994